

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 49 (1955)
Heft: 1-2: Verantwortung für Europa

Artikel: Berlin 1954 : ein Beitrag zur Sozialpathologie der Gegenwart
Autor: Kütemeyer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-139980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vorstellen, wo jeder seinen europäischen Paß hat und überall gleiche Rechte. Erst dann und nicht früher kann ein Europäer sich in Olsztyn, früher Allenstein, Ostpreußen, niederlassen, auch wenn er die deutsche Sprache spricht und seine Vorfahren während Jahrhunderten in Allenstein gelebt hatten. Und wenn ein anderer Europäer in Wloclawek oder Radom, jetzt Polen, geboren wurde, sich in Bremen oder Lyon oder Barcelona niederlassen kann, wenn es ihm gefällt, einfach weil er Europäer ist und überall gleiche Rechte genießt. Dann wird es keine Uneinigkeiten mehr zwischen den Deutschen und Polen geben. In unserer Zeit können keine Grenzen mehr verschoben werden. Sie können nur aufgehoben werden, und das sollen sie auch.

Wie schade, daß wir nicht wie die afrikanischen Neger sein können. Sie haben keine Geschichte, keine Tradition. So können sie jederzeit tun, was der Augenblick verlangt. Aber die Geschichte der polnisch-deutschen Beziehungen ist verwickelt; diese widersinnige Geschichte, die auf zweihundert Jahre zurückgeht, ist eine schwere Bürde für uns. Friedrich II., Katharina II., Stanislaw Poniatowski, Napoleon, Kosciuszko, Bismarck, Paderewski, Pilsudski, Colonel Beck, Hitler, Himmler, Stalin, sie alle haben keine Lösung gefunden, sondern sie trugen nur zur Verwirrung bei.

Bevor die rechtsgültige Arbeit, ein richtig geeinigtes Europa zu schaffen, in Angriff genommen werden kann, muß die geistige Unterlage geschaffen werden.

Es ist eine lange, mühsame Arbeit. Darum laßt uns heute noch damit beginnen.

Heinz Kraschutzki

Berlin 1954

Ein Beitrag zur Sozialpathologie der Gegenwart

Über das heutige Thema zu Ihnen zu reden, habe ich mich verführen lassen, und zwar verführen lassen durch die Reise, die mich vor ein paar Monaten nach Berlin führte und die mich ungewöhnlich erregt hat. Zum letzten Mal bin ich 1947 in dieser Stadt gewesen. Damals hatte ich meinen Eindruck in die Proportion zu fassen gesucht: Berlin verhält sich zu Heidelberg wie Heidelberg zur Schweiz. Ich wollte damit sagen, daß die Atmosphäre in Heidelberg, dieser in Deutschland nahezu einzigen unzerstörten Stadt, gespenstisch durch eine Verschleierung der Gegensätze bestimmt ist, denen man sich in Berlin nicht entziehen konnte, und daß ich befürchtete, diese Verschleierung in dem neutralen Lande in die Potenz erhoben zu finden. Was sich auch bestätigte, als ich anschließend in die Schweiz fuhr. Das Gebaren der gemütlidlässigen Menge hier mochte dem in einem Deutschland von 1908 glei-

chen, schrieb ich damals.* Als ich aber jetzt nach Berlin kam, mußte ich feststellen, daß die Mentalität der Neutralen inzwischen bis hierher vorgedrungen war. Das Erregende war die Apathie, mit der man hier angesichts des Unfaßbaren existiert.

«In den letzten Tagen der Menschheit», jenem während des Ersten Weltkrieges entstandenen Stück, in dem *Karl Kraus* seine Gegenwart im Bilde festzuhalten suchte, treten als Hauptpersonen der Optimist und der Nörgler auf. Der Optimist ist stets des Nörglers intelligenter Gesprächspartner, besitzt gesunden Menschenverstand, psychologisches Verständnis und historisches Urteil. Er ist gefaßt und ausgeglichen, während der Nörgler verzweifelt ist. Der Optimist sieht immer beide Seiten einer Sache, während der Nörgler sich weigert, zu schielen. Sagt der Optimist: «Ich weiß nicht recht, wovon Sie sprechen. Unsere Lage ist keineswegs einzigartig. Das Leben ist stets gefährlich – und wie erst das Leben der Kultur. Die letzten Tage der Menschheit brechen in jedem Jahrhundert mindestens einmal an, und Krisen gibt es jeden Tag» – so antwortet der Nörgler: «Das ist profund und wäre noch profunder, wenn es nicht Ihre Ausrede dafür wäre, so zu fühlen, zu denken und zu handeln, als könnte kein Tag der letzte sein. Sie überschätzen die Bedeutung der Zeit für die Seele. Gewiß, das Leben geht weiter – als es dürfte.» – «Wir haben bisher in trügerischer und künstlicher Sicherheit gelebt», behauptet der Optimist, «und was wir nun erleben, ist eine Rückkehr zum Normalen.» «Nein», antwortet der Nörgler, «Sie haben in trügerischer und künstlicher Sicherheit gelebt, und was *ich* erlebe, ist eine tödliche Komplikation des Abnormalen.»

Eine tödliche Komplikation des Abnormalen, in der man sich häuslich, um nicht zu sagen idyllisch, eingerichtet hat, der man uninteressiert, wie man sagt, objektiv zusieht. Das ist es. Meine Erregung legte sich ein wenig, als ich nach meiner Rückkehr in einer unserer repräsentativen Zeitschriften unter dem Titel «Ruinen heute» einen Bericht aus Berlin las, von jemandem, dem es offenbar ähnlich ergangen war wie mir: «Kurfürstendamm zehn Uhr abends. Stärker als anderswo leuchtet die Illumination auch hier nicht. Und gewiß habe ich schon leuchtendere gesehen. Trotzdem bin ich, geblendet von dem, was sie hier leistet, überzeugt, daß sie bisher und anderswo nur probeweise verwendet worden war; ihre eigentliche Bestimmung noch nicht gefunden hatte . . . Nicht um zu beleuchten, glänzt hier das Licht, sondern um zu verleugnen. Nicht um Seiendes zu bestätigen, sondern um das Nichtsein der Stadt zu verdunkeln. Nicht um uns sehend zu machen, sondern um uns zu blenden . . . So geblendet saßen wir also auf der Terrasse . . . Wie auf der «Queen Mary» irgendwo auf hoher See . . . nur daß es eben nicht das unaufreibbare Meer war, was die empörende Eleganz des Bordlebens umgab, sondern der Ozean von zerriebenem Schutt,

* In: Wilhelm Kütemeyer, «Die Krankheit Europas». Suhrkamp, Frankfurt 1951.

der sich, ein paar Meter vor uns, hinter uns, rechts und links von uns und im ganzen Umkreis ins Endlose ausdehnte, nach Charlottenburg, nach dem Zoo hin und hinein ins Bayrische Viertel.

Um das Trugbild vollständig zu machen, spielte eine Kapelle Zigeunerweisen, die Weisen derer, die man vergast hatte. Aber wer im Publikum hätte das je gewußt oder noch gewußt? . . . So also geblendet von dem Licht, das verfinstert die Finsternis, und befeuert von den Melodien der Ermordeten, zog das Schiff seinen Kurs durch die Nachkriegsgeschichte. Die Portionen waren kolossal, zu Klage war kein Anlaß, keine Sirene heulte, kein Nebelhorn tutete, und die Ereignisse im anderen Sektor des Weltmeeres geschehen vermutlich auf einem anderen Planeten.»

Natürlich war ich auch auf dem anderen Planeten. Man kann ja in einem Zuge und ohne das allergeringste Anzeichen dafür, daß man die Grenze einer Welt überschreitet, mit der S-Bahn hinüberfahren. Welch eine andere Welt! Und in einer Stadt, ja in *einer* Straße. In der Hauptstadt Deutschlands. Aber ein Geisteskranker kann nicht unempfindlicher sein gegen seine eigenen Gemütsbewegungen, gegen seine Vergangenheit und seine Zukunft, wie diese Stadt gegenüber ihrem Schicksal.

Die Viermächtekonferenz war hier gerade zu Ende gegangen. Es ging um die Einheit Deutschlands. Vielleicht war es unmöglich, sie zu erreichen. Aber haben wir sie gewollt, von ganzem Herzen und nach unserem ganzen Vermögen, als das große Anliegen eines großen Volkes, als das beherrschende Sinnen und Trachten unserer Tage und Nächte? Wir haben uns in jenen Wochen vom Ausland mehrfach sagen lassen müssen, daß man von einer mächtigen oder gar überwältigenden Sehnsucht des deutschen Volkes nach Vereinigung besonders in der Bundesrepublik wenig gemerkt habe. Und daß man sich da nicht zu wundern brauche, wenn die fremden Mächte die Erreichung dieses Zieles so lau betrieben.

Sogar *Ferdinand Friedensburg*, zweiter Bürgermeister von Berlin in den Jahren 1946–1950, faßt seine Bemerkungen über die Lösung des Berliner Problems in seinem kürzlich erschienenen Buch über «Schicksal und Aufgabe Berlins» dahingehend zusammen, daß das Verhältnis zur Bundesrepublik nicht selten die vertrauensvolle Zusammenarbeit vermissen lasse. Auch habe die Außenwelt mit umfassender Hilfe viel zu lange gezaudert. Vor allem aber habe der Anspruch Berlins auf endgültige Wiederherstellung der Hauptstadtfunktionen von seiten der Bundesregierung eine merkwürdig zurückhaltende Behandlung erfahren.

Meine Damen und Herren. Es geht mir hier nicht um Politik. Es könnte da ja auch nur ein Politisieren herauskommen. Ich rede als Arzt. Gerade mein Besuch in Berlin im Jahre 1947 ließ den schon lange gehegten Gedanken, daß der Begriff der Krankheit nicht bloß auf das Individuum, sondern auf ganze Gruppen anwendbar ist, zur vollen Entfal-

tung kommen. Ich erkannte, daß es eine Pathologie der Gesellschaft nicht im metaphorischen, sondern im eigentlichen Sinne wirklich gibt. Es ist die Forderung nach einer Sozialpathologie als medizinischer Disziplin und einer dementsprechenden Therapie, die sich da erhebt.

Erlauben Sie mir einige Worte darüber, wieweit das heute schon möglich ist. Ich wende mich einen Augenblick den Verhältnissen in den USA zu, um dann zu uns zurückzukehren.

In den Vereinigten Staaten ist man im allgemeinen bisher am weitesten darin gekommen, die Geisteskrankheit nicht als Stoffwechselstörung, sondern als eine echte *Erkrankung* des Geistes zu erkennen. Es hat sich dabei ergeben, daß zum Beispiel die Schizophrenie auch in ihren akutesten Formen als eine besondere Konstellation und Komplikation von zwischenmenschlichen Beziehungen zu begreifen ist, mit denen jeder von uns vertraut ist. Es waren also soziale Faktoren im weitesten sowohl wie im intimsten Sinne, die immer mehr in den Vordergrund traten. Die Folge war einerseits ein steigendes Interesse von Sozialwissenschaftlern für die medizinische Psychiatrie. Auf der anderen Seite eine Zuwendung der Psychiater zu Bereichen wie kulturelle Anthropologie und Soziologie. Durch William *Alanson White* (1870 bis 1937) wurde die erste Synthese zuwegegebracht zwischen der Psychiatrie, die sich mit Kranken befaßt, und einer anderen, die sich gesellschaftlichen Zuständen zuwendet.

Harry Stack Sullivan, einer seiner Schüler, und seine Mitarbeiter haben diese Linie besonders intensiv weiter verfolgt. Nicht bloß entwickelte Sullivan die bisher beste Kenntnis überhaupt der nichtkörperlichen Behandlungsmethoden der Geisteskrankheit, besonders der Schizophrenie, nicht bloß hat er die Entstehung dieser fürchterlichsten Zerstörung des Geistes bis tief in die Gründe und Abgründe der umgebenden Gemeinschaft verfolgt, sondern er hat diese Gesellschaft selbst in ihren Störungen studiert. Hatte man einmal erkannt, daß die individuelle Geisteskrankheit auf Störungen zwischenmenschlicher Beziehungen beruht, so wurde man unabweislich zur Untersuchung dieser zwischenmenschlichen Beziehungen selbst geführt. So kommt *Sullivan* in Zusammenhang seiner Wissenschaft zu der Feststellung, daß die soziale Ordnung selbst ernstlich gestört ist. Er fühlt sich tief beunruhigt durch das, was er als die allgemeine Haltung gegenüber dem Lauf der Weltereignisse erkennt. Als das Erstaunlichste stellt er fest, daß die zunehmende Zivilisation nicht, wie man hoffte, die geistige Unordnung verringert hat. Sie habe sie umgekehrt auf die gefährlichste Weise vergrößert. Er geht schließlich so weit, keiner anderen Gruppe von Menschen eine größere Aufgabe für die Zukunft der USA zuzuschreiben als den Ärzten, die die Beziehungen der Menschen untereinander studieren. Nur befürchtet er, daß diese Ärzte doch schon zu spät kommen. Denn die breiteren Aspekte der Therapie seien kaum reif, verbreitet oder verallgemeinert zu werden.

Das ist nun eine Art der medizinischen Wissenschaft, die gewiß auch in den USA keineswegs die Regel, die aber auch nicht ganz vereinzelt ist. Am bemerkenswertesten hieran ist die Erschütterung des Fortschrittsglaubens gerade in den Vereinigten Staaten. Und ist weiter der Überschnitt von der Natur- zur Geisteswissenschaft dort, wo die Spezialisierung am weitesten vorgetrieben ist. Daß man nämlich in der Medizin sich für das interessiert, was die Kranken im wirklichen Grunde ihrer Seele bewegt, und daß man dabei in einem Lande, das als die Hochburg des Individualismus gilt, im Begriffe ist, den Individualismus zu überwinden. Ob sich auch hier der Strukturwandel einer ganzen Epoche ankündigt?

In Europa, speziell in Deutschland, verläuft *diese* medizinische Entwicklung langsamer und träger. Wahrscheinlich liegt das nicht zuletzt daran, daß die alte und verwurzelte Tradition unseres Kontinents die innere Annäherung an die Geisteskrankheit, welche ja doch vor nicht allzu langer Zeit noch als Domäne dämonischer Kräfte galt, nur ermöglicht, wenn religiöse Aspekte innerhalb der Einzelwissenschaft auftauchen. Davon ist man nun in den USA weit entfernt.

Vielleicht nimmt die europäische Medizin eine Entwicklung, die auf andere Weise diesem Mangel abhilft. Da hat zum Beispiel eben der Heidelberger Gelehrte *Hermann Friedmann* ein Buch veröffentlicht, das unter dem Titel «Epilegomena – Zur Diagnose des Wissenschaftszeitalters» im neunten Kapitel «die heile Gesellschaft» behandelt. Hier wird die Notwendigkeit geltend gemacht, bei der Anwendung des Krankheitsbegriffes auf die Sozialstrukturen nicht bei den psychischen oder geistigen Krankheiten stehen zu bleiben, sondern bis zur «eigentlichen», das heißt der physischen Krankheit vorzudringen. Denn, sagt er, soll es ein reales Substrat des Kollektiven geben, nämlich die Gesellschaft, und soll diese gleich dem Organismus krank sein können, so muß das Substrat des Kollektivs es auch gleichsam körperlich sein können (S. 175). Umgekehrt heißt das, daß in der physischen Krankheit des Individuums «kollektivistische» Elemente aufgewiesen werden können.

In der Tat ist das ein besonderes und immer mehr ins Zentrum des Interesses rückendes Anliegen unserer Medizin. Als anthropologische, das heißt eigentlich menschliche Medizin entdeckt sie die Bedeutung außer- und überindividueller Kräfte für Entstehung und Verlauf der Erkrankung in wachsendem Maße. Die außer- und überindividuellen Kräfte erstrecken sich dabei einerseits auf den Nächsten in jeder Form bis hin zur einwirkenden Kraft der gleichsam «fernen» Gesellschaft, andererseits aber auch auf die jenseitigen Mächte und ihre reale Gegenwart.

Friedmann geht so weit, daß er in seinen Vorlesungen über Medizinisches Denken die, wie er selbst sagt, phantastisch anmutende Paral-

lele zwischen dem Karzinom und der Revolution im Leben des Staates vorträgt. Er führt aus: «Wie im Staate separatistische und aufrührerische Bestrebungen sich erst da geltend machen, wo die Zentralregierung geschwächt ist, so könnten im Zellverband autonome bösartige Wachstumserscheinungen, Lösungen aus dem organischen Verband in der Regel erst da auftreten, wo das Zentralorgan des Organismus die Herrschaft über die Einzelzellen verloren hätte. Wichtige Aufschlüsse über die Ätiologie und auch die Therapie würden sich – wenn dieser Analogie eine reale Bedeutung innewohnte – aus ihr entnehmen lassen. Die Lockerung des Soziallebens würde dann in dem bösartigen, selbstgesetzlichen Zellkörper des Individuumkörpers nicht nur ihre spiegelbildliche Entsprechung finden, sie wäre wohl auch deren ‚Ursache‘ – oder, besser, beide entsprängen einer Dissoziationstendenz in einem biologischen Allgemeinsubstrat.» (Ebenda S. 177.)

Hierüber wäre viel zu sagen. Insbesondere darüber, daß hier das Biologische im Menschen als eine psycho-physische, besser noch noo-physische Realität aufgefaßt wird. Bemerkenswert ist die Energie, wie hier sehr weit Auseinanderliegendes, nämlich die bösartige Geschwulst im Individuum auf der einen Seite und eingreifende Vorgänge im Leben der Gemeinschaft auf der anderen miteinander in Verbindung gebracht werden. Jedenfalls ist phantastisch in negativem Sinne nicht dieser Versuch, Zusammengehöriges, durch eine pathologische Dissoziation scheinbar unüberwindlich voneinander Getrenntes miteinander zu verbinden. Wohingegen der Vorgang des bösartigen Wachstums selbst, demgegenüber wir im Grunde völlig ohnmächtig sind, im höchsten Maße phantastisch und gespenstisch ist.

Ich hätte aber bei dieser von unserem Thema scheinbar ablenkenden, mehr methodisch und wissenschaftsgeschichtlich anmutenden Betrachtung nicht so lange verweilt, wenn wir uns in ihr nicht auf eine unscheinbare Weise eben dem Thema genähert hätten, geradezu zentralen Stellen von ihm!

Was sich hier in der Medizin als so schwierig erweist, im übrigen aber als im Begriff befindlich, diese Schwierigkeit zu überwinden, ist doch der Überschnitt vom Bereich der Natur in den des Geistes. Und hier noch konkreter: vom individuellen Naturbereich zum geistigen Sozialbereich. Und umgekehrt: von den Naturkräften der Gesellschaft zu den geistigen Bewegungen des Individuums.

Ist aber diese Aufgabe und diese Schwierigkeit nicht geradezu die Signatur der technischen Zivilisation und damit unseres Zeitalters? Dieser Entwicklung, die zu der so häufig beschriebenen Diskrepanz geführt hat zwischen den materiellen Produktionskräften und der plastischen Kraft, ihnen geistig und in den eigentlich menschlichen Ordnungen zu folgen? Und ist die von uns dargestellte Situation in einer Wissenschaft, der der Medizin, so nicht die prägnanteste Beschreibung der Zerrissenheit im Herzen Europas? Und damit der Zwei-

teilung der Stadt, die auf fast schon komische Weise in der Mitte dieses Europas liegt?

Königsberg, Warschau, Wien, München und Aachen liegen annähernd an der gleichen Kreislinie, die mit einem Radius von fünfhundert Kilometern um Berlin herum gezogen werden kann. Nimmt man den Radius von achthundert Kilometern, so gilt das gleiche von Riga, Stockholm, London, Paris und Mailand. Ja schaut man auf die Außenbezirke unseres Erdteiles, so stellt man fest, daß Madrid und Moskau – oder auch Rom und Leningrad – etwa gleich weit von Berlin entfernt sind. Der Stadt ist also ihre Mittellage vorgezeichnet. Hier ist nicht West- und Osteuropa, hier ist beides zugleich. Hier ist der Austausch und Geben und Nehmen nach allen Seiten gewesen seit der Zeit, als die uralten Fischerdörfer Berlin und Kölln im dreizehnten Jahrhundert zu der kleinen Stadt Berlin zusammenwuchsen.

So gesehen ist die Zweiteilung der Stadt Berlin nur die zugespitzteste und gröbste Form einer Dissoziation, die durch unser ganzes, nicht nur politisches, sondern auch geistiges und natürliches, nicht nur individuelles, sondern auch soziales Leben geht. Und die Wahrscheinlichkeit wäre sehr groß, daß die Zweiteilung der Stadt und damit Mitteleuropas nicht eher zu beheben ist, als bis die geistige und natürliche, die individuelle und soziale Dissoziation behoben ist, die der politischen Spaltung zugrunde liegt.

Was da in Erscheinung tritt, wäre also ein Riesenmodell für den Kulminationspunkt einer in Europa von langer Hand vorbereiteten Entwicklung. Vergleichbar in etwa dem Auseinanderfallen des römischen Imperiums in ein west- und ein oströmisches Reich.

Und die Apathie, die sich angesichts dieses Schismas besonders kraß bemerkbar macht und die mit der ganz besonderen Aktionsfreudigkeit, wenigstens in wirtschaftlichen Dingen, die sonst hierzulande herrscht, ganz erheblich kontrastiert, ist vielleicht so zu erklären, daß man das Ausmaß der Schwierigkeiten wenigstens wittert. Daß man sich, ohne jede klare Erkenntnis und in der Strategie völlig ratlos, nicht traut, die Aufgabe in Angriff zu nehmen. Die Apathie wäre also so etwas wie ein Zeichen von Besonnenheit?

Es käme also darauf an, im einzelnen, gleichsam fachmännisch zu realisieren, daß die Schwierigkeit, die einer Wiedervereinigung Deutschlands entgegensteht, in den Problemen unseres alltäglichen Lebens wiederkehrt und daß sie ganz präzise die unserer Geschichte ist bis in unsere persönliche, nicht bloß private, sondern auch öffentliche Biographie hinein. Ohne die Berücksichtigung und dementsprechende Veränderung *dieser* Faktoren ist die Hoffnung auf einen Ausgleich der großen weltpolitischen Spannungen eine Utopie.

Es ist aufschlußreich, zu sehen, wie sich diese Konstellation in der Geschichtswissenschaft spiegelt. Etwa dort, wo sie als Zeitgeschichte sich dieser unserer Gegenwart zuwendet, im Unterschied zur Historie

mit ihrer Tendenz, alles Geschehene seines Gegenwartscharakters zu berauben. Denn natürlich ist die Situation in den anderen Wissenschaften ähnlich wie in der Medizin.

Rothfels, Herausgeber der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, macht folgende Feststellungen: Die Zeitgeschichte (das Wort gibt es etwa seit der Französischen Revolution) tritt mit dem Anspruch eines Epochenwandels auf. Mit den Jahren 1917/18 beginnt wirklich eine neue universalgeschichtliche Epoche. Sie ist durch den Eintritt Amerikas in den Krieg und den Ausbruch der Russischen Revolution gekennzeichnet. Damit wurden über die Welt hin die Möglichkeiten eines universalen Bürgerkrieges heraufgeführt. In der Krise des Nationalstaates werden Widerstandsbewegungen und Integrationsbewegungen zu Zentralthemen der Geistesgeschichte. Es gilt nun die «Sektorengrenzen» des Politischen, des Wirtschaftlich-Sozialen und des Geistigen zu überwinden. Dazu ist die Aufhebung der Trennung von Außen und Innen ebenso notwendig wie die eines Bildes vom Menschen und eines Bildes von der Natur.

Die gleichsam allgegenwärtige Bedeutung der Grenzsituationen, ihre Gegenwart eben in unserem Herzen und damit das Eindringen des Eisernen Vorhanges in alle Zellen unseres Daseins, zeigt sich auch in dem Konflikt der Loyalitäten. Es scheint immer mindestens zwei Gewissen zu geben: folgt man dem einen, begeht man Verbrechen im Sinne des positiven Gesetzes, folgt man dem anderen, verschuldet man sich vor dem ungeschriebenen, ewigen. Dieses kann aber plötzlich und unvermittelt in irdischer Macht dastehen und einen strafen, so wie es vorher das andere tat. Das ist der Grund der Bürgerkriegssituation.

Die Neuzeit hatte sich immer mehr zu der Annahme überredet, daß der Hang zum Guten uns angeboren sei. Das war unsere Humanität. Angst sollte man vor dem Bösen haben. Immer unabweisbarer aber tritt hervor, daß die Angst vor dem Guten sich ausbreitet und damit der dämonische Charakter der Zeit. Es zeigt sich zum Beispiel in zunehmendem Versagen der Loyalität in Auswärtigen Ämtern und in Atomphysiklaboratorien. Das Außerordentliche, ja die Verwirklichung des Unmöglichen scheint geradezu ein Erfordernis des Alltags geworden und die Teilnahme an der Mittelmäßigkeit zu einer Nötigung, das Gemeine zu tun.

Das begründet natürlich eine tiefe Unzulänglichkeit der Demokratie. Auch den stillen, aber allenthalben nur um so mächtiger wirkenden Hang der Geschichte heute zu totalitären Lösungen. Positiv aber bringt es den Zwang mit sich, bei Gefahr des Unterganges, den pathologischen Zwiespalt zu überwinden und ein Drittes zu suchen, zwischen Totalitarismus und Demokratie. Das wäre das neue, in Fleisch und Blut übergegangene Gewissen. Ein echtes Wir-Gewissen.

Eine besonders schwere Last bei meinem letzten Berliner Aufenthalt bestand in der Wahrnehmung, daß das, was man ein halbkoloniales

Bewußtsein nennen könnte, unter uns Deutschen schon ungemein verbreitet ist. Man hätte erwartet, hier ein Feuer der Leidenschaft brennen zu sehen oder der entschlossenen Erkenntnis dafür, daß Widerstand und Integration gleichermaßen notwendig sind. Und Widerstand und Integration an der rechten Stelle, wenn die Eigentümlichkeit dieser Stadt und damit ihres Landes nicht ausgelöscht werden soll. Dieser Stadt, die nicht nur geographisch West- und Osteuropa zugleich ist, Austausch und Geben und Nehmen nach allen Seiten.

Eugen Rosenstock, Ordinarius für Rechtsgeschichte in Breslau bis 1933, seitdem in den Vereinigten Staaten lebend und lehrend, hat schon 1925 in seiner Soziologie vom balkaniserten Europa gesprochen und davon, daß die «ewige Wahrheit» der europäischen Kultur zum Mythologem geworden ist.

Für die Geistessprache der Welt ist Europa tatsächlich zu einem Fragment geworden. Die Frage einer Mitgliedschaft in einer nicht durch «das kleine Vorgebirge Asiens» abgesprengten Welt steht zur Entscheidung, soll es und sollen seine Nationen gerettet werden. Die Rettung der Nationen vor dem Schicksal der «graeculi», der Kleinstaaten im Römerreich, hängt also – genau entgegengesetzt wie unter dem restaurierenden Aspekt – nicht an der Absolutsetzung ihrer Geschichte, nicht an der romantischen Lehre von der ewigen Wahrheit des Gewordenen, sondern davon ab, daß ihm nun erst recht neue, unerhörte, eigenartige Schöpfungen als Glieder entspringen. Die können sich nicht «ausleben», sie können nur mitleben.

Rosenstock hat in seiner Soziologie, deren zweiter Band «Das Kreuz der Wirklichkeit» heißt, den Kanon einer Wissenschaft entwickelt, die, nicht von der Medizin ausgehend, dem entspricht, wonach die amerikanische Sozialpathologie noch vergeblich sucht, die ihr jedenfalls auf der Suche nach dem noch Fehlenden unschätzbare Dienste leisten könnte. Sie ist diejenige Erweiterung der Soziologie nach der physiologischen Seite hin, die der Erweiterung der Medizin nach der Seite des Geistigen und Sozialen entspricht. Sie verliert sich aber nicht an die Natur und gehört deshalb auch nicht zu den weit verbreiteten, der Romantik zugehörigen Organismustheorien. So wie die neue Medizin sich nicht an den Geist verliert und verlieren darf. Vielmehr erweitert diese Soziologie, um der Natur Widerpart leisten zu können, ganz richtig den Geist zum Geistlichen. «Der Geist ist nicht Gott.» So kann neben dem Zeitgeist, und mit ihm verschränkt, auch der Zeitleib ins Auge gefaßt werden. Diese Soziologie ist eine Heilkunde der zeitlichen Ordnungen. Sie stellt die Frage nach den Gestehungskosten der menschlichen Ordnungen. Der wichtigste Teil dieser Kosten sind Menschenleben.

Und diese Soziologie ist weder Geist- noch Naturwissenschaft, sondern beides. Sie ist weder Mythologie noch Utopie. Das Kreuz der Wirklichkeit besteht in der Durchdringung von Außen und Innen,

Vorwärts und Rückwärts. Die in diesem Zusammenhang besonders wichtige Abgrenzung gegen den Klerikalismus ist eindeutig. Ich zitiere einen Ausspruch des Grafen *Saint Simon*, den auch Rosenstock zitiert und der die Kirche wegen ihres Funktionswandels der Ketzerie anklagt. Er lautet: «Rechtgläubig war der römische Klerus bis zur Stuhlbesteigung Leos X. (1512), denn bis dahin war er den Laien in allen den Wissenschaftszweigen überlegen, deren Fortschritte der ärmsten Klasse fortgeholfen haben. Seitdem ist er in Häresie verfallen, denn er hat nur noch die Theologie gepflegt und hat sich von Laien den Rang in Kunst, Naturwissenschaft und Technik ablaufen lassen.»

Sie sehen, es geht um die Aufgabe der Verwandlung der eigenen Erbweisheit, der Preisgabe alles Zufälligen und Entbehrlichen. Es geht um ein Wissen, das sich nicht auf göttliche Autorität und Staatsgesetz, sondern auf die Vergegenwärtigung des Menschen beruft. Nur diese menschliche Wissenschaft kann jene Lücke ausfüllen, an der ganz Europa, das ganze Erdenrund krankt. Und es kann kein Zweifel sein, daß diese Lücke es ist, die in der Situation der Stadt, von der wir reden, auf eine handgreifliche Weise in Erscheinung tritt. Besonders handgreiflich vielleicht darin, daß das, was wir als große Wunde in brennendem Schmerz empfinden müßten, uns so wenig irritiert und aus dem Gleichgewicht bringt.

Zu der halbkolonialen Bewußtseinslage, die ich bei meinem Aufenthalt in Westberlin sehr verbreitet gefunden zu haben glaube, gehört auch die Unfähigkeit, den Gegner auf der anderen Seite und so das Wesen des Konfliktes überhaupt ins Auge zu fassen. So daß man fürchten muß, daß die so dringend notwendige Abgrenzung gegen ihn nur sehr schwach und grob, also allenfalls durch Gewalt allein möglich ist. Dem entspricht eine sataniskische Virtuosität im Vergessen, die ja auch meinem Gewährsmann aus dem «Merkur» aufgefallen ist, und eine völlige Sterilität der Phantasie in der Vorstellung von der Zukunft.

Das, was die Tiefenpsychologie in der Behandlung von Kranken an Erfahrung von den Widerständen gegen die Erhellung der zugrundeliegenden Konflikte macht, ist ein reines Kinderspiel dagegen! Ich will aber doch eine gute Schilderung solcher Erfahrungen von einer ursprünglich deutschen, später amerikanischen Psychotherapeutin hier bringen, um dann auf den Unterschied zu dem sozialpathologischen Verhalten, das uns beschäftigt, zu sprechen zu kommen. Die Schilderung stammt von Dr. Karen Horney und bezieht sich auf die ärztliche Behandlung von inneren Konflikten, die den daran Leidenden krank machen. Sie lautet: «Was mir zunächst ganz besonders auffiel, war die Blindheit der Patienten gegenüber augenfälligen Widersprüchen in ihnen selber. Wenn ich auf diese Widersprüche hinwies, begannen sie auszuweichen und schienen jegliches Interesse daran zu verlieren. Nach wiederholten Erfahrungen dieser Art wurde mir klar, daß das Ausweichen der Ausdruck einer tiefen Aversion dagegen war, sich mit die-

sen Widersprüchen auseinanderzusetzen. Schließlich zeigten mir die Panikreaktionen anläßlich der plötzlichen Erkenntnis eines solchen Konfliktes, daß ich mit Dynamit arbeitete. Die Patienten hatten allen Grund, vor ihren Konflikten zurückzuschrecken: sie befürchteten, daß ihre Macht imstande sei, sie in Stücke zu zerreißen. Hier begann ich zu erkennen, welch erstaunliches Maß von Energie und Intelligenz an mehr oder weniger verzweifelte Bemühungen gewandt wurde, die Konflikte zu ‚lösen‘ oder, genauer gesagt, ihr Vorhandensein zu leugnen und eine künstliche Harmonie herzustellen.»

Die Verfasserin kommt nun auf die verschiedenen Wege, die zu solch einer künstlichen Ausschaltung der Konflikte, zu ihrer mehr oder minder tiefgehenden Verdeckung führen.

Der erste besteht darin, die eine Seite des Konfliktes überhaupt auszuschalten und die andere in den Vordergrund zu schieben.

Der zweite Versuch ist der, sich von den Menschen «abzuwenden», sich zu distanzieren. Dadurch werden die Konflikte erst einmal scheinbar vermindert.

Der dritte Versuch ist ganz anderer Art. Statt sich von anderen abzuwenden, wendet man sich von sich selbst ab. Das ganze reale Selbst wird unwirklich, und statt dessen schafft man sich ein idealisiertes Ebenbild von sich, in dem die Widersprüche keine Konflikte mehr zu sein scheinen, sondern nur die verschiedenen Aspekte einer Person.

Von allen Lösungsversuchen ist wahrscheinlich das idealisierte Ebenbild wegen seiner weitreichenden Wirkung auf die ganze Persönlichkeit am allerwichtigsten. Aber es schafft eine neue Spaltung, indem der Betreffende sich von seinem eigentlichen Selbst entfernt.

Dem versucht ein vierter Lösungsversuch zu begegnen, indem er mit allen früheren Konflikten auch diesen letzten wegzaubert, und zwar werden innere Vorgänge so erlebt, als ob sie sich außerhalb der betreffenden Person abspielten. Man externalisiert oder projiziert den Konflikt. Das heißt: man wirft gegen alles, was einen spiegelt oder zu spiegeln scheint, Steine. Dadurch wird aber letztlich der ursprüngliche Konflikt zwischen Selbst und der Außenwelt in die Potenz erhoben, die unter Umständen riesig ist. Jede kleine Differenz mit der Umwelt findet ein riesiges Echo. Wird dann die Dissoziation des Selbst für die Kapazität des Ich übergroß, so braucht in Wirklichkeit gar keine Differenz vorzuliegen. Sogar einer durchaus freundlichen oder gar liebenden Instanz oder Person gegenübergestellt, fühlt sich der Betreffende von ihr verfolgt: im Wahn.

Je mehr solch ein Zustand der Verschleierung von Konflikten fortgeschritten ist und je intensiver die Verschleierung ist, um so stärker ist auch die Macht des Widerstandes, der ihrer Erhellung und Auflösung entgegengesetzt wird. So gewiß nun die jetzige Verfassung Berlins durch Externalisation und Projektion charakterisiert ist, und so schlimm das an sich schon wäre, so würde man doch den Ernst der

Lage völlig verkennen, wollte man es bei dieser Beurteilung sein Bewenden haben lassen. Denn nicht nur besteht die Externalisation in zwei Formen: in einer vorstellungsmäßigen, wie sie oben beschrieben wurde, und in einer wirklichen. Sondern es besteht außerdem noch die externalisierende Instanz nicht aus einem Individuum, auch nicht aus einer Summe von Individuen, sondern aus einer Gesellschaft, sogar einem Staat.

Daß die Externalisation nicht bloß eine der Vorstellungen ist, sondern auch eine über die Vorstellung hinausgehende Wirklichkeit heißt, daß der Teil der Konflikte, der erste durch Idealisierung des eigenen Zustandes und dann durch Projizierung eines Teils der Spaltung zum Verschwinden gebracht wurde, die Macht hat, das verschwundene Verworfenen, Dunkle des eigenen Wesens, im Gegenüber leibhaftige Formen annehmen zu lassen. Das ist eine wirkliche *außen* entstehende Quelle neuer Konflikte.

Man muß sich klar machen, daß der Hinweis auf diese Quelle der einzige Gesichtspunkt ist, der in der politischen Beurteilung gemeinhin geltend gemacht wird. Man übersieht, wie diese Quelle in Wirklichkeit durch einen selbst genährt wird und in welcher Verzerrung, welcher Vergrößerung des Schlechten und welcher Verkleinerung des Guten diese Quelle und der von ihr genährte Strom erscheint. Dieser Fehler kann nur ausgeschaltet werden, wenn man erkennt, daß es sich wirklich um einen pathologischen Prozeß handelt.

Aber das Ausschlaggebende und eigentlich Verhängnisvolle ist doch dies, daß es sich um einen pathologischen Sozialprozeß handelt. Um uns klar zu machen, was das bedeutet, können wir an Beobachtungen von Sullivan anknüpfen. Er hat sein Augenmerk auf das Verhältnis des Einzelnen zu einer Gruppe gerichtet und darauf, wie auch heftige und vielfach verdeckte, idealisierte und projizierte Konflikte dadurch fast vollständig entschärft werden, daß man sich einer Gruppe einordnet. Die Gruppe verhält sich dann zu anderen Gruppen ähnlich wie vorher das Individuum zu seinem Gegenüber. Das kann so weit gehen, daß sich ein Individuum oder eine Summe von Individuen durch Einfügen in eine Gruppe den Gefahren einer Schizophrenie und ihrem Wahn entziehen kann, denen es sonst unterlegen wäre. Darauf nimmt dann die Gruppe eine paranoide, zu Verfolgungswahn neigende Haltung zu allen außerhalb der Gruppe an.

Man kann sich vorstellen, welch ein Grad von Komplikation des Verhängnisses hierin liegt! Tritt doch eine Institutionalisierung des Wahns ein, und um so mehr, je repräsentativer die Gruppe ist. Es wird nicht nur der Zeitgeist, sondern auch der Zeitleib vom Wahn ergriffen.

Ich will abbrechen. Vielleicht ist es gelungen, uns auf diese Weise wenigstens von ferne zu vergegenwärtigen, was es bedeutet, wenn ein großes Gemeinwesen wirklich erkrankt. Diese Vorstellung mit konkretem Gehalt erfüllen, wie es nötig wäre, wenn wir in dieser Hin-

sicht adäquat handeln sollten (und wie nötig wäre das nicht!), das vermöchten wir erst, wenn wir tiefer in die Sozialpathologie und die Heilslehre menschlicher Ordnungen eingedrungen wären. Aber die stecken erst in den Anfängen. Das ist nicht zuletzt eine Wirkung des ganz erheblichen Widerstandes, den eine Erkrankung der Gesellschaft ihrer Erhellung und Bewältigung entgegensetzt. Und auch diesem Widerstand ist es vermöge seines repräsentativen Gruppencharakters gelungen, seine destruktive Art so weit zu rationalisieren, daß er nahezu, wenn nicht ganz, konstruktiv erscheint.

Ganz zum Schluß möchte ich noch zwei Bemerkungen machen: Einmal, daß die Kirche in den letzten Jahrhunderten kaum noch ein Organ für den Leib und das leibhaftige Wesen gehabt hat! Dadurch hat sie das Geistliche in das Geistige und das Christentum in Idealismus verwandelt, in Sonntagschristentum, das den materialistischen Alltag verdeckt. Die Sowjets aber sind, wie auch Rosenstock bemerkt, eifersüchtige Wächter gegenüber einem bloß materiellen «Zion». Sie sind unter anderen sozusagen Anti-Sonntags-«Geistliche».

Und zum andern dies: Die Vereinigten Staaten gewinnen nur langsam die Möglichkeit, aus ihrer Gruppe herauszutreten und mit andern Gruppen in echte Beziehung zu treten. Ihr Gruppengeist ist getragen von dem, was wir liberale Demokratie nennen. Die scheint aber, wie wir sahen, der universalen Bürgerkriegssituation, die die Weltsituation heute bestimmt, nicht gewachsen zu sein.

Auch das sind zwei Punkte, die die sozialpathologische Situation Berlins und damit Deutschlands und Europas bestimmen.

Es besteht so wahrlich von allen Seiten Grund genug, diese Situation nicht zu vergessen und sie uns immer tiefer und brennender einzuprägen. Grund genug, ihrer weitreichenden Vorgeschichte und ihrer Zukunftsträchtigkeit, ihren inneren und äußeren Möglichkeiten nachzusinnen und die Mittel zu entwickeln, die es erlauben, dieser Situation wirklich gewachsen zu sein.

Wilhelm Kütemeyer

Düstere Propheten Europas

I.

Der katholische Bereich hat schon im Ersten Weltkrieg einen prophetischen Geist sein eigen nennen dürfen, dessen tiefer Blick sich von keinen Siegen täuschen ließ und dessen Kühnheit auszusprechen wagte, was sich die Besten kaum eingestehen mochten: daß es mit Europa und seinem Christentum traurig bestellt war: *Theodor Haecker* hieß der Mann, der im Jahre 1917 das Wort ergriff zu einer vernichtenden Kritik des deutschen «Systems» und zu einer Vorschau auf eine